

Situativität, Kontext und Totalität als Spannungsfeld konkreter Soziologie

Jende, Robert

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jende, R. (2015). Situativität, Kontext und Totalität als Spannungsfeld konkreter Soziologie. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 8(1), 34-54. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-441127>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Situativität, Kontext und Totalität als Spannungsfeld konkreter Soziologie

von Robert Jende

34

abstract

Will sich die soziologische Forschung konkret für die Mitgestaltung der Gesellschaft engagieren, so benötigt sie geeignete Strategien und Konzepte, um einen Zugang zur Praxis zu erlangen und eine transformierende Wirkung zu entfalten. Als dialektische Triade lässt sich die Heuristik von Situativität, Kontext und Totalität analytisch anwenden, um soziale Veränderungen wahrscheinlicher zu machen. Ein Kontext gibt die Regeln vor. Die Perspektive der Totalität fordert ein überschauendes Denken der Wirklichkeit und überschreitet die rekursive Programmierung von Denken und Handeln im Fliegenglas der sozialen Praxis. Eine spezifische Situation zeigt mit der zwischenmenschlichen Akteurskonstellation das Machbare in actu an. Für eine transformierende Praxis besteht die Aufgabe von Soziolog_innen darin, situationsadäquat zwischen determinierenden Faktoren eines Kontextes und denkbaren Möglichkeiten des Andersseins zu wechseln, um routinisierte Praktiken zu stören oder Veränderungen anzuregen. Der Clou besteht darin, gemeinsam mit den beteiligten Akteuren auf die Ziele und Sprache des Kontextes einzuwirken, um sowohl den Handlungshorizont als auch das Denken möglicher Zukünfte zu erweitern.

Auf dem Weg zu einer transformativen Forschungspraxis

„Wir müssen die Soziologie schaffen, weil die Gesellschaft begreift, dass sie sich selbst schafft.“ (Touraine 1976: 241)

Die Debatte um eine öffentliche Soziolo-

gie greift seit dem Aufruf des aktuellen Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), Stephan Lessenich, – DGS goes public! – auch in Deutschland um sich (Lessenich/Neckel 2012). Ausgehend von Michael Burawoys (2005) programmatischem Vorstoß for public sociology wird zunehmend darüber nachgedacht, wie eine stärkere

öffentliche Sichtbarkeit und Wirksamkeit der Soziologie erreicht werden kann. Stellt man sich die Frage, ob ein Forschungsprogramm die Gesellschaft verändern kann, so rücken Begriffe wie *Problemorientierung*, *Praxisrelevanz* und *Transdisziplinarität* in den Mittelpunkt (Wächter/Janowicz 2012: 297). Dabei geht es mittlerweile längst über diskursive Strategien der Aufklärung hinaus, um eine von verschlagener Herrschaft emanzipierte Gesellschaft zu verwirklichen. Soziologie wird konkret und stellt sich den Schwierigkeiten der bevorstehenden und offenbar notwendigen gesellschaftlichen Transformation auf vielen miteinander verwobenen Ebenen wie Rohstoffknappheit, Kriminalität, Klima, Geschlechterfragen, Armut, Migration usw. Einen Vorschlag für ein Transformationsdesign für eine zu erstrebende Postwachstumsgesellschaft geben, beispielsweise Welzer/Sommer 2014. Klassisch für die Analyse „der großen Transformation“ zu marktliberalistischen Gesellschaften siehe Polanyi 1973.

Mit dem Begriff der *Transformation* (einen Überblick zum aktuellen Stand der Transformationsforschung geben Kollmorgen/Merkel/Wagener 2015) ist ein weiteres Schlüsselkonzept in seiner Zentralstellung für den Zeitgeist benannt. Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU 2011) baut auf eine Differenzierung von *Transformationsforschung* und *transformativer Forschung*:

Während *Transformationsforschung* den Umbau des Gesellschaftssystems selbst und die Bedingungen seiner Möglichkeit zum Gegenstand haben, soll *transformative Forschung* den Umbauprozess durch spezifische Informationen, Methoden und Technologien befördern. (Wächter/Janowicz 2012: 310)

Den Sozialwissenschaften wird mit dem „Entwurf möglicher gesellschaftlicher Zukünfte“ und der „Bereitstellung entsprechenden Orientierungswissens“ ein eigenes Kompetenzfeld zugesprochen (ebd.). Ob diese Vorschläge dann allerdings in der Praxis überzeugen können, bleibt ungewiss. Um die Wahrscheinlichkeit für eine *Soziologisierung der Praxis* (Scheffer/Schmidt 2013) zu erhöhen, soll eine dialektische Heuristik entwickelt werden, welche durch die Alternation von *Situativität*, *Kontext* und *Totalität* eine Zugangs- und Wirksamkeitsstrategie für die öffentliche Nutzung soziologischen Wissens anbietet. Dieser Artikel ist weniger als ein soziologischer Beitrag zu verstehen, vielmehr lässt er sich von wissenschaftstheoretischen und konzeptionellen Überlegungen leiten.

Das Transformationstool: Basiselemente der Heuristik

Die Differenzierung zwischen *Situativität*, *Kontext* und *Totalität* dient als Orientierungsrahmen zur Bewegung in Praxisfeldern, in denen es darum geht, Veränderungen zu gestalten. Das be-

deutet, sich auf einen langwierigen und herausfordernden Prozess einzulassen. „Die Gestaltungsperspektive impliziert, dass sich die Leute der Dinge, die sie tatsächlich tun, bewusster werden sollten und dass sie mehr Zeit zum Nachdenken über sie aufwenden sollten.“ (Weick 1985: 243) Anwendung findet die Perspektive der Gestaltung – das Gegenteil wäre eine des *laissez-faire* oder *trial and error* – immer in spezifischen Situationen. Eine Situation setzt sich aus den Eigenschaften der beteiligten Personen, des Raumes und den möglichen (hybriden) Handlungen zusammen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort vorhanden sind. Sie determiniert das Machbare *in actu*. Situationen können sich schnell verändern, sie können sprunghaft sein, beispielsweise wenn ein Konkursverwalter bei der Beratung eines mittelständischen Energie-

produzenten unvermittelt den Raum betritt. Der Anwendungskontext definiert das Ziel, welches hinsichtlich einer Problemdefinition zu lösen ist und reguliert die möglichen Kommunikationsformen. Im Kontext eines mathematischen Problems machen die griechische Grammatik oder die biologische Bestimmung einer Pflanzenart keinen Sinn. Der Kontext bleibt im Gegensatz zur stets fließenden Situation einigermaßen stabil, wogegen die Totalität als Gesamtheit aller wesentlichen wechselwirkenden Kontexte die größte Stabilität aufweist. Weltbilder oder gesamte Gesellschaftsformationen lassen sich nicht so schnell verändern wie ein situatives Setting. Ein Schaubild soll die Heuristik visualisieren, um auf dieser Grundlage weitere Erläuterungen vorzunehmen.

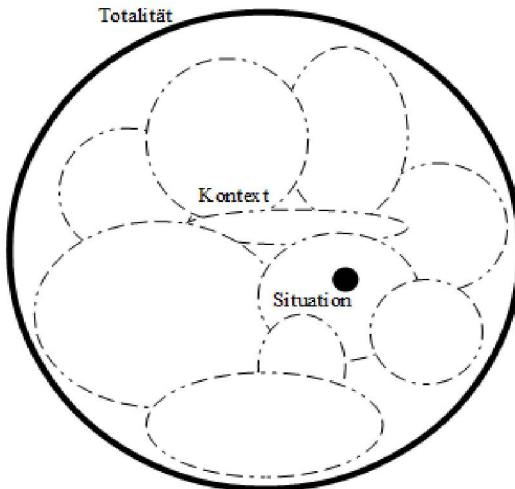


Abbildung 1: Statisches Modell ohne reflexive Selbstgestaltung

Der schwarze Punkt zeigt die in einen spezifischen Kontext eingebettete Situation. Die verschiedenen Kontexte werden von den gestrichelten Kreisen und Ellipsen dargestellt. Diese berühren und überschneiden sich und reagieren wechselseitig aufeinander. Der äußere Rahmen symbolisiert eine aus allen interdependenten Kontexten hypostasierte Totalität, welche als *Denken des Ganzen* eine theoretische Konstruktion des gesamtgesellschaftlichen Gefüges vornimmt. An dieser Stelle ist vor allem die Gesellschaftstheorie gefragt. Die drei Basiselemente *Situativität*, *Kontext* und *Totalität* stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Situation als Mikrokosmos und Totalität als Makroplateau sind entgegengesetzte Blickwinkel, die sich vermittelt über einen spezifischen Kontext gegenseitig hervorbringen und stabilisieren. Eine soziologische Grundeinsicht ganz einfach formuliert: „Losgelöst vom Menschen kann es gesellschaftliche Wirklichkeit nicht geben. Aber man kann auch umgekehrt sagen, dass der Mensch ein Produkt der Gesellschaft ist.“ (Berger 1973: 3) Die Mesoebene des Kontextes bringt die dialektische Spannung zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit (Totalität) und menschlicher Interaktion (Situation) zum Ausdruck. Der Kontext bindet zum einen die gesellschaftlichen Normalitätsstandards an das konkrete (korrekte) Verhalten in einer Situation und zeigt zum anderen die Reproduktionsleistungen der handeln-

den Akteure, welche dadurch die Gesellschaft in ihrer spezifischen Totalität erst hervorbringen.

Panta rhei – Gewissheit gibt es nicht

„Praktische Tätigkeit hat es mit individuellen und einzigartigen Situationen zu tun, die niemals exakt wiederholbar sind und hinsichtlich deren dementsprechend keine vollständige Sicherheit möglich ist. Obendrein führt alle Tätigkeit Veränderung mit sich.“ (Dewey 2001: 10)

Im Folgenden geht es um eine nähere Erläuterung und theoretische Ausführung der einzelnen Elemente (*Situativität*, *Kontext* und *Totalität*), wobei der Weg vom Besonderen zum Allgemeinen geht und mit der mittleren Ebene des Kontextes ein Transformationsscharnier aufgezeigt werden soll.

Mit dem Kinderspiel *Ich sehe was, was Du nicht siehst* drückt Niklas Luhmann (1990) die Unwahrscheinlichkeit aus, sich unter der Voraussetzung unterschiedlicher Zugangs- und Blickweisen erfolgreich verständigen zu können. Jeder sieht und glaubt etwas anderes, während der Bezugspunkt für den Einzelnen doch immer *die eine* Wirklichkeit meint. Doch Wirklichkeiten gibt es, vereinfacht gesagt, so viele, wie es Köpfe gibt, in denen sie simuliert werden. Peter L. Berger unterstellt den Soziolog_innen mit ihrem „soziologischen Bewusst-

sein“ die Fähigkeit zur *Alternation*. „Die geistige Situation, um die es dabei geht, bietet theoretisch die Möglichkeit, zwischen einander logisch ausschließenden Sinnsystemen hinüber und herüber zu wechseln.“ (Berger 1984: 62) In diesem basalen Sinne soll eine Situation hier verstanden werden als ein Aufeinandertreffen teilweise inkommensurabler Sinnsysteme oder Weltbilder, welche sich zu einer bestimmten Zeit in einem spezifischen räumlichen Setting der Lösung einer Aufgabe verpflichtet fühlen. Im Umgang mit unterschiedlichen Denkstilen, zeitlichen Determinanten und räumlichen Arrangements entwickeln Soziolog_innen ein situatives Geschick, um zwischen widersprüchlichen Einflussfaktoren zu vermitteln. In ihrer Vermittlerrolle gleichen sie Mediator_innen.

Eine dritte Instanz in Form eines Vermittlers, Moderators oder Supervisors unterbricht den Teufelskreis bornierter Selbstreferentialität konkurrierender Akteure, indem sie die Widersacher zu den *Umwegen* animiert, die für neue Sichtweisen unabdingbar sind. (Willke 1997: 112)

Wenn es so weit gekommen ist, erscheint die Perspektive der Gestaltung am Horizont der interdisziplinären und problemorientierten Zusammenarbeit.

Doch unter der Bedingung gegenseitig abgeschirmter und kämpferischer Eigensinnigkeiten kann Kommunikation auch gänzlich ohne Konsequenzen bleiben oder im Sinne der folgenden Be-

stimmung gar nicht erst stattfinden. „Es gibt Kommunikation jedesmal, wenn in einem Bereich von Strukturausgleich Verhaltenskoordination auftritt.“ (Maturana/Varela 2010: 212) Es ist ganz entscheidend, dass Kommunikation nicht bloß eine Übermittlung von Botschaften oder Informationen ist, welche von einem Empfänger dekodiert werden muss, sondern eine *Praxis der Verhaltens- und Handlungskoordination*. Kommunikation gelingt in der Regel nur im Anschluss an vorangegangene Kommunikation, also an bereits bestehende Verhaltensprogramme und diese sind wiederum abhängig von dem, was ein bestimmter Kontext, in dem man sich bewegt, zulässt. Ich komme später zur Rolle des Kontextes als Regulierungsrahmen von Sprache und Ziel zurück.

Ganz allgemein gilt für situatives Handeln, dass es keiner fassbaren und operationalisierbaren Logik der Praxis (vgl. Bourdieu 1993) folgt:

Man muss jeweils ein genaues Bild der sich ändernden Bedingungen behalten und darf nicht glauben, dass das Bild, welches man einmal von der Situation gewonnen hat, endgültig ist. Es bleibt alles im Fluss, und man hat sein Handeln auf die fließenden Bedingungen einzustellen. Diese Anforderung ist der menschlichen Tendenz zur Generalisierung und zur Bildung abstrakter Handlungsschemata in höchstem Maße entgegengesetzt. (Dörner 2003: 144)

„Situativität beschreibt damit einen Modus des Sich-Einlassens auf oder besser in eine unbestimmte Umwelt.“

Vor allem Wissenschaftler_innen, welche im scholastischen Rückzugsraum (Bourdieu 1998: 206ff.) ihre kategorialen Typologien entwickeln und mit wissenschaftlichen Modellen arbeiten, dürften mit dem unkontrollierbaren und situativen Schreiten ihre Schwierigkeiten haben. Denn in einer Situation kommt es auf eine offene und selbst im Fluss befindliche Wandlungssensibilität an; darauf, mit offenen Augen und möglichst erwartungs- und voraussetzungslos zu agieren, um sich so – geradezu antisoziologisch – *vom Fluss der Situation tragen zu lassen*. (Zur *Wandlungsfähigkeit* als *modus vivendi* siehe Jende 2014.) Situativität beschreibt damit einen Modus des Sich-Einlassens auf oder besser in eine unbestimmte Umwelt. Die Alternation verhilft dabei, unvereinbare Denkweisen nachzuvollziehen und einen Gesamtüberblick über das situative Setting zu gewinnen. Die Bruchstellen der Kommunikation können so identifiziert und thematisiert werden, um neue, gemeinsame, Sichtweisen zu entwickeln. Gerahmt wird das Verhalten allerdings dennoch von einem spezifischen Kontext, welcher, ebenso wie die Situativität, im Blick behalten werden muss.

Fordernde Kontexte

„Wer nichts als Chemie versteht, versteht auch die nicht recht.“

(Georg Christoph Lichtenberg,
deutscher Physiker, 1742–1799)

In der dialektischen Triade gibt der Kontext die Regeln, Sprache und Ziele der anwendungsorientierten Forschung vor. Gemeint ist hier der Anwendungskontext selbst, in welchem soziologisches Wissen nachgefragt und verwendet wird. Er setzt den Rahmen und die Fragestellung. Die Ausgangsbedingungen sind dabei komplex, denn mit der fortschreitenden *reflexiven Verwissenschaftlichung* (Beck 1996: 254ff.) verschwimmen die Grenzen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zunehmend. Die wissenschaftliche Produktion von Wissen findet dabei tendenziell weniger isoliert in universitären Einrichtungen, sondern mithilfe interdisziplinärer Zusammenarbeit unterschiedlicher Wissenschaftler_innen und Praktiker_innen innerhalb problemorientierter Anwendungskontexte statt. „Wissenschaft wie Gesellschaft sind zu Phänomenen der Grenzüberschreitung geworden. Das heißt, beide sind

auf das Terrain des jeweils anderen vorgedrungen, und die Demarkationslinien zwischen beiden sind weitgehend verschwunden.“ (Nowotny et al. 2005: 303) Für eine gegenseitige Öffnung und Zusammenarbeit ist das eine entscheidende Entwicklung. Ob eine Kooperation gelingt, entscheidet sich allerdings situativ. Eine lange Zusammenarbeit macht dabei eine erfolgreiche Praxis wahrscheinlicher.

Angewandte Sozialwissenschaft hat dann die meisten Aussichten, praktisch genutzt zu werden, wenn die Gewohnheit der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftler und Handlungsbevollmächtigten besteht. Zusammenarbeit impliziert natürlich ein Mindestmaß an Übereinstimmung hinsichtlich der Ziele und adäquate Kommunikation. (Zetterberg 1984: 453)

Verfolgt der Forschende seine eigenen Ziele und/oder verfehlt die Ergebnisse in der Sprache des Auftraggebers zu formulieren, so wird die Forschung für die Praxis nicht anschlussfähig sein und deshalb wirkungslos bleiben. Der Kontext, in welchem die Forschung sich abspielt, ist von den Entscheidungsbevollmächtigten (zunächst) klar abgesteckt, da diese die Konsequenzen zu tragen haben. *Durch die Gewöhnung im Umgang mit wissenschaftlichem Denken* werden Umwege sichtbar, die die vorgegebene Sprache und ihren Verstehenshorizont erweitern kann (vgl. ebd.: 454). Später soll noch ge-

zeigt werden, wie der Kontext, welcher hier als gegeben klassifiziert wird, sich verhandeln ließe.

Da ein Kontext mit anderen Kontexten in einem interdependenten Verhältnis steht und nicht zuletzt deshalb hohe Anforderungen an die analytische Kompetenz der Beteiligten stellt, sieht Hans L. Zetterberg Sozialwissenschaftler_innen in einer besonderen Rolle, die Konsequenzen einzelner Maßnahmen abzuschätzen und zu interpretieren. In der Forschungsliteratur finden sie Antworten, die ohne sie nicht im Problemlösungsvollzug mit einbezogen würden. Ganz unmissverständlich vertritt Zetterberg die These, „dass angewandte Forschung von größerem Nutzen sein kann, wenn der Forscher auf die gesammelten Erkenntnisse der Sozialwissenschaft zurückgreift, kurz, wenn er ein in angewandter Theorie spezialisierter Berater ist.“ (ebd.: 456) Damit können Soziolog_innen in praktischen Kontexten durch ihre Professionalität im Umgang mit relevanten Forschungsergebnissen und Theorieangeboten zu Vertrauenspersonen werden. Die Anforderungen sind hoch: „Ständig müssen Experten in phantasievoller Weise ihr Wissen auf hochgradig disparaten Gebieten erweitern und müssen versuchen, das, was sie dann ‚wissen‘, mit dem zu verknüpfen, was andere ‚tun‘ möchten oder für die Zukunft zu ‚entscheiden‘ haben.“ (Nowotny et al. 2005: 305)

Diese Kompetenz steht dem nahe, was

Aristoteles unter *Klugheit* versteht. Er definiert diesen Begriff, indem er fragt, wen wir klug nennen. Der Kluge kann Urteile über „das gute Leben im Ganzen“ (Aristoteles 1978: 186) abgeben und bezieht dies aus einem „mit richtiger Vernunft verbundene[m] handelnde[m] Verhalten“ (ebd.). Doch die Klugheit ist kein abstraktes Prinzip, denn sie beruht vornehmlich auf Erfahrung und stützt sich außerdem auf eine ausgeprägte „allgemeine Wahrnehmung“ (ebd.: 191). Durch *vorausschauende Überlegung* nähert sich der Kluge dem, was für die Menschen im Allgemeinen gut und richtig, aber auch was im Einzelnen zu tun sei. Eine sozialwissenschaftliche Klugheit oder die *sociological imagination* (Mills 1973) kann innerhalb eines Kontextes den Unterschied machen, um konsequente Transformationen wahrscheinlicher werden zu lassen, sofern die Logik der Situativität nicht untergraben wird. Das wäre der Fall, wenn fertige Modelle und Rezepte angewendet werden sollen. Für die Praxis belastbares und transformierendes Wissen – *robustes Wissen* – entsteht erst im kontextualisierten Dialog. Dies verweist auf eine Debatte, welche die hier behandelte Fragestellung nach dem Zugang und der praktischen Wirksamkeit soziologischen Wissens immer wieder durchkreuzt: *die Produkti-*

„Für die Praxis belastbares und transformierendes Wissen – *robustes Wissen* – entsteht erst im kontextualisierten Dialog.“

onsbedingungen von praktisch relevantem Wissen. In einem kleinen Exkurs soll dieses wissenschaftstheoretische Problem kurz angedeutet werden.

Exkurs: Dialogische Wissensproduktion als Voraussetzung für eine transformative Sozialforschung

Wissen, welches unter rein wissenschaftlichen Bedingungen produziert wird, kann als „zuverlässig“ gelten. *Robustes Wissen* ist dadurch charakterisiert, dass es sich durch die Erzeugung und Erpro-

bung in praktischen Kontexten in der Praxis bewähren kann. Es ist belastbar im emphatischen Sinne. Wird Soziologie konkret und findet sich öffentlich und gestaltend in außerakademischen Kontexten

wieder, so hat sie sich auch an äußeren Zwecken zu orientieren. Diese fließen als Kontextualisierung des Forschungsdesigns in die Arbeit ein. „Der Prozess der Kontextualisierung bringt die Wissenschaft dazu, sich von der Produktion bloß zuverlässigen Wissens ab- und sich der Produktion eines gesellschaftlich robusten Wissens zuzuwenden.“ (Nowotny et al.: 304) Dieses robuste Wissen entsteht in einer interdisziplinären Zusammenarbeit, die der Lösung eines praktischen Problems zugewandt ist. Für eine

responsive Sozialforschung bedeutet das:

Die Problemlösungen entstehen im Kontext der Anwendung, transdisziplinäres Wissen hat seine eigenen theoretischen Strukturen und Forschungsmethoden, die Resultate werden nicht mehr über die institutionellen Kanäle, sondern an die am Forschungsprozess Beteiligten kommuniziert. (Weingart 1999: 49)

Peter Weingart selbst bestreitet dies allerdings weitgehend. Eine Zusammenarbeit mag sich zwar transdisziplinärer Problemstellungen verdanken, bearbeitet werden in der Folge jedoch isolierte differenzierte Teilaspekte in den Forschungseinrichtungen der voneinander geschiedenen Disziplinen. Dies dient der Produktion von zuverlässigem, rein wissenschaftlichem Wissen. Hinter die Errungenschaft der funktionalen Ausdifferenzierung soll nicht zurückgefallen werden. „Neues Wissen, auch solches, das in Anwendungskontexten generiert wird, bleibt auf die institutionalisierte Disziplinenstruktur bezogen. Veränderungen der Disziplinenstruktur, die es selbstverständlich gibt, werden im Wissenschaftssystem generiert.“ (Ebd.: 54) Die Grenze zwischen wissenschaftlichen Disziplinen wird bei der spezialisierten Wissensproduktion aufrecht erhalten, gilt aber dann nicht mehr, wenn es um die (für eine Situation geplante) *Verwendung* des Wissens geht. Halten wir schematisch fest: Ein Kontext gibt den Problemhorizont, die Sprache und den

transdisziplinären Rahmen vor. Die Wissensproduktion ist damit, sofern sie praktisch anschlussfähig sein will, auf einen den Wissenschaften äußerlichen Zweck gerichtet. Die Bearbeitung des Problems und die Erzeugung des dafür erforderlichen Wissens wird zergliedert und an die einzelnen Expertengemeinschaften delegiert. Die Isolationsbedingungen der Wissensproduktion werden in einem nächsten Schritt wieder aufgehoben und der Anwendungskontext entscheidet schließlich, auf welche Weise das zusammengetragene Wissen verwendet bzw. robust wird.

Verfolgt man die verschlungenen Pfade der Wissensverwendung, so ergibt sich ein chaotisches Bild der Wissensmutation innerhalb praktischer Diffusionskontexte.

Verwendung ist also nicht ‚Anwendung‘, sondern ein aktives *Mit-* und *Neuproduzieren* der Ergebnisse, die gerade dadurch den Charakter von ‚Ergebnissen‘ verlieren und im Handlungs-, Sprach-, Erwartungs- und Wertkontext des jeweiligen Praxiszusammenhangs nach immanenten Regeln in ihrer praktischen Relevanz überhaupt erst geschaffen werden. (Beck/Bonß 1989: 11)

Das wissenschaftlich-disziplinär entstandene zuverlässige Wissen wird mit der Bewährung in einem Praxiszusammenhang zu *robustem Wissen*. Das ursprünglich als zuverlässig produzierte Wissen transformiert sich mit seiner

„Eine konkrete Soziologie bedarf interner Arrangements von Forschung und Lehre, um für die Praxis relevantes Wissen hervorzubringen.“

Verwendung unvorhersehbar und verliert höchstwahrscheinlich seine ursprüngliche Intention (vgl. ebd.: 24).

Um von vornherein diesem Problem zu begegnen, ließe sich eine Reorganisation der Wissensproduktion bereits auf universitärer Ebene realisieren. Die Zukunftsvision einer *vernetzten Universität* von Dirk Baecker sieht vor, „die ganze Gesellschaft in ihre Seminare“ (Baecker 2007: 108) zu holen. „Jeder Studiengang wird zu einem Formexperiment und steht als genau dies in der dauernden Diskussion zwischen Studierenden, Dozenten und Praktikern. Man erprobt Anschlüsse möglichen Handelns und streitet über die Aus- und Eingrenzung des Wissenswerten.“ (Ebd.: 110) Für einen späteren gesellschaftspolitischen Einfluss angehender Soziolog_innen ist solch eine Organisation des Studiums wohl hilfreich. Vor allem mit Techniker_innen, Ingenieur_innen, Rechtsanwält_innen etc. haben Sozialforschende aufgrund fehlender Zugänge, Kontakte und Umgangsformen notwendigerweise Schwierigkeiten. Im negativen Fall können sie sich in praktischen Kontexten nicht bewähren und durchsetzen, weil sie nicht in der Lage sind, in der für den Kontext entsprechend angemessenen

Weise zu kommunizieren. Um praktisch wirksam zu werden, ist eine Routine im Umgang mit außeruniversitären Feldern eine sichere Basis. Einer langfristigen Zusammenarbeit von Wissenschaftler_innen und Praktiker_innen ist dies ebenfalls zuträglich.

Alain Touraine forderte in den 1970er Jahren die Reorganisation der Universitäten, „weil eine Analyse der soziologischen Erkenntnis unmöglich von Überlegungen zu deren Organisation zu trennen ist“ (Touraine 1976: 232). Eine konkrete Soziologie bedarf interner Arrangements von Forschung und Lehre, um für die Praxis relevantes Wissen hervorzubringen.

Statt sie [die Universität Anm. R.J.] um eigene Kategorien herum aufzubauen und ihre Einheit und ihren inneren Ablauf zu stärken, muss sie als Stätte des Zusammentreffens von Wissenschaft und Politik, von Erkenntnis und organisierter gesellschaftlicher Nachfrage gedacht werden. (Ebd.: 233)

Touraine wird sehr bestimmt, wenn er das Zusammentreffen von Wissenschaft und Gesellschaft institutionalisieren möchte.

Voraussetzung dazu ist auf der einen

Seite, dass die Gesellschaft die Existenz einer freien Forschung akzeptiert, die hinter den Gesetzen und Diskursen die sozialen Beziehungen ausfindig macht, und auf der anderen Seite, dass der Inhalt, die Nutznießer und die Form der Lehre als Antworten auf Nachfragen bestimmt werden, die von gesellschaftlichen Kräften oder Organisationen formuliert werden: von Städten, Unternehmen, Gewerkschaften, freiwilligen Verbänden, Regierungen usw. (Ebd.)

Die Universität glücke dann einer Denkfabrik zur transdisziplinären und Geisteshaltungen übergreifenden Lösung konkreter (sozialer) Probleme. Die Entwicklung der Forschungsfragen würde sich dabei an äußeren Zwecken orientieren. Eine stärkere trans- und interdisziplinäre (Zusammen-)Arbeit erscheint für eine öffentliche Sichtbarkeit und transformative Wirksamkeit der Soziologie notwendig. „Sie“ kann dafür selbst aus den Akademien heraus die Öffentlichkeit suchen oder die Öffentlichkeit dazu einladen, am Forschungsprozess teilzunehmen (so wie beispielsweise das transakademische Feld des *Artistic Research* es versucht, siehe Peters 2013; zur Demokratisierung der Wissenschaft siehe Feyrerabend 1980 oder auch die Bürgerbewegung der *Citizen Science* in Finke 2014).

Totalität als Denken des Ganzen

Eine Wissenschaft, die in eingebildeter Selbständigkeit die Gestaltung der Praxis, der sie dient und angehört, bloß als ihr Jenseits betrachtet und sich bei der Trennung von Denken und Handeln bescheidet, hat auf die Humanität schon verzichtet. Selbst zu bestimmen, was sie leisten, wozu sie dienen soll, und zwar nicht nur in einzelnen Stücken, sondern in ihrer Totalität, ist das auszeichnende Merkmal der denkerischen Tätigkeit. Ihre eigene Beschaffenheit verweist sie daher auf geschichtliche Veränderung, die Herstellung eines gerechten Zustands unter den Menschen. (Horkheimer 1937: 216)

Nach diesem kleinen Ausflug kehren wir zurück zur Präzisierung des letzten Basiselements der Troika. Das einführende Zitat relativiert bereits eine allzu starke Orientierung an den Diktionen des Kontextes, auch denen der Wissenschaft selbst. Mit der Totalität soll hier das *Denken des Ganzen* gemeint sein bzw. die Interdependenz aller Kontexte. Das Bild der Gesellschaft ergibt sich in systematischer In-Beziehung-Setzung aller denkbaren Kontexte, welche sie zu einem aktuellen Zeitpunkt einschließt. In Anlehnung an Max Horkheimer gilt Totalität als Formulierung eines Existenzialurteils. Totalität drückt die theoretische Konstruktion des gesamtgesell-

„Mit der Theoretisierung der Totalität als *allgemeine Wahrnehmung* wird *das Gute* (oder *Schlechte*) im Horizont des Ganzen formulierbar.“

schaftlichen Gefüges aus und betrifft die Seite der Gesellschaftstheorie, auf deren Grundlage Aussagen zu kontextübergreifenden Strukturen und Mechanismen gemacht werden können.

Sie [die Theorie Anm. R.J.] speichert keine Hypothesen auf über den Gang einzelner Vorkommnisse in der Gesellschaft, sondern konstruiert das sich entfaltende Bild des Ganzen, das in die Geschichte einbezogene Existenzialurteil. (Horkheimer 1937: 212f.)

Mit diesem historischen Urteil, welche Strukturen und Handlungen eine Gesellschaft aufgrund ihrer substanziellen Konstitution (re-)produziert, kann eine tiefgreifende Transformation der Gesellschaft, die über den einzelnen Kontext hinausgreift, thematisiert werden. Mit der Theoretisierung der Totalität als „allgemeine Wahrnehmung“ wird „das Gute“ (oder Schlechte) im Horizont des Ganzen formulierbar.

Ohne die Perspektive der Totalität bleibt unklar, *warum*, *wie* und *wohin* praxisorientierte Soziolog_innen die soziale Welt verändern wollen. Geht es darum, dem CEO dabei zu helfen, seine Belegschaft zu „optimieren“? Oder eine soziale Bewe-

gung mit organisationssoziologischem Wissen zu versorgen? Oder einer Gruppe Flüchtlinge zu helfen? Oder Politiker_innen in nachhaltiger und sozialer Politik zu belehren? Auch wenn der Kontext antwortet und Soziolog_innen die Perspektiven beteiligter Akteure übernehmen, so geht es auch immer ums Ganze. Das hat konfliktrträgliche Konsequenzen. „Die Theorie [...], die zur Transformation des gesellschaftlichen Ganzen treibt, hat zunächst zur Folge, dass sich der Kampf verschärft, mit dem sie verknüpft ist.“

(Ebd.: 193) Horkheimer macht deutlich, dass sich Wissenschaft immer in einem verstrickten Verhältnis zur politischen Praxis befindet und je nach Orientierung herrschaftsfreudigen Interessen dienen kann. Unter der Voraussetzung einer Zusammenarbeit eigensinniger und höchst unterschiedlicher Akteure ist es nicht ein für alle Mal zu bestimmen, was „das Gute“ und „Richtige“ sei, ohne dass politische Kämpfe ausgetragen würden.

Doch woher beziehen die Soziolog_innen ihren kritischen Standpunkt, um ein Wissen über „das Gute“ zu erlangen? Dies ist *ex negativo* das Kerngeschäft einer kritischen Gesellschaftstheorie. Die Differenzen zwischen einer kritischen

Soziologie, die aus kontemplativer Anstrengung einen Standpunkt theoretisch sich zu erarbeiten sucht, und einer *Soziologie der Kritik*, die die Akteure beim Kritisieren ihrer eigenen Umwelt beobachtet und daraus wesentliche Argumente des Kritikwürdigen empirisch extrahiert, zeigen auf die Problematik, an welcher eine konkrete Soziologie nicht vorbeikommt. Können Soziolog_innen sich erheben und eigene Konzepte für eine „gute Praxis“ vorlegen oder sollten sie den Wünschen und Zielen von Praktiker_innen folgen, um eine reibungslose Betriebsamkeit herzustellen? Diese Frage kann hier nur cursorisch angerissen werden.

Andreas Stückler bescheinigt anwendungsbezogenen Soziologien zurecht eine affirmative Tendenz, den Status quo zu erhärten, da die gesellschaftsstrukturellen, ökonomischen und politischen Verhältnisse, welche beispielsweise soziale Ungleichheiten produzieren, durch eine Orientierung am Kontext im Kern verfehlt würden.

Unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen ergibt sich [...] die paradoxe Situation, dass Kritik unfreiwillig und/oder unbewusst unkritisch sein kann und daher ständig in der Gefahr steht, ausgerechnet jene Strukturen zu stützen, die sie eigentlich zu kritisieren beansprucht. (Stückler 2014: 295)

Aufgrund einer fehlenden kritischen Distanzierung vom „gesellschaftlichen

Getriebe“ ist eine anwendungsaffine Soziologie zu Kommensurabilität mit dem Kontext gezwungen. Der „Sand im Getriebe“, welcher die soziologischen Dienste erst auf den Plan ruft, kann durch das verwendete Wissen herausgespült werden, sodass „die Gesellschaft“ reibungslos weiter Ungleichheiten produzieren kann. Eine konkrete Soziologie kann sich also nicht bloß am Status quo oder am gesellschaftspolitisch Möglichen orientieren, sondern sollte – sofern sie sich eine emanzipatorische und transformative Aufgabe zutraut –, die strukturellen Ursachen gesellschaftlicher Schief lagen in ihrer Tiefe angreifen. Dazu bedarf es analytischer Schärfe, die sich nicht mit dem Gemeinen gemein macht.

Es genügt dabei nicht, die Kritik der Leute als Beobachter zweiter Ordnung (Vobruba 2009) zum Ausgangspunkt der Verbesserungsagenda zu machen (vgl. Wehling 2014). Die sich über die sozialen Verhältnisse beschwerenden Personen sind es meist selbst, die diese Verhältnisse (re-)produzieren (vgl. Les senich 2014).

Eine kritische Soziologie der Kritik muss auch den Leuten selber gegenüber kritisch sein: Sie muss nicht nur das Regelwerk, sondern auch die Regelnehmer der Kritik zugänglich machen – zumindest insofern, als sie auf die belangvolle soziale Tatsache hinweist, dass die Regelnehmer_innen in Wirklichkeit (und in der Regel) selbst auch Regelgeber_innen sind, dass sie

also die Regeln, die sie gegebenenfalls kritisieren, faktisch selber reproduzieren oder gar koproduzieren. (Ebd.: 20)

Ein Kontext ist immer in seiner eigenen Realität gefangen und die Akteure, die sich darin bewegen, sind für gewöhnlich Realisten (vgl. Boltanski 2010: 59), eingewoben in eine gesellschaftliche Totalität, welche wiederum spezifische soziale Verhältnisse und personale Identitäten produziert. „Für die meisten Menschen ist ihr institutionell bestimmtes Wesen die einzige Identität, die sie sich vorstellen können. Die Alternative wäre nur ein Sprung in den Wahnsinn.“ (Berger 1984: 157)

Um den strukturellen Kern, die Bedingungen der Produktion sozialer Ungleichheit und traditionell fest verankerte Institutionen und Routinen zu erschüttern und zu verändern, sofern das denn einer besseren Gesellschaft dienlich sein mag, bedarf es einer Distanzierung von gegebenen Kontexten. Die Notwendigkeit einer Übernahme von Kontextsprache und -ziel erhärtet dagegen den Verdacht einer Herrschaftssicherung und auch eine kritische Position kann eine Perpetuierung des Bestehenden nach sich ziehen. Das soll allerdings nicht bedeuten, dass alles Stehende und Ständische per se abzulehnen und Transformation ein Selbstzweck wäre. Theorielos und aktivistisch möge eine öffentlich wirksame Soziologie nicht agieren, wenn sie nicht selbst Teil des Problems werden will. Die Theorie kann klären,

mit welchen anderen Kontexten das Anwendungsfeld gekoppelt ist, in dem eine Situation stattfindet. Ebenso wäre zu diagnostizieren, weshalb der die Situation rahmende Kontext genau diese Regeln, Kommunikationsformen und Ziele verfolgt und wie er sich sowohl stimuliert von den Normalitätsstandards der Gesellschaft und dem angepassten Verhalten der Akteure selbst stabilisiert.

Den Transformationsmotor in Gang setzen

„Ein Mensch ohne Kenntnisse – eine Welt im Finstern. Einsicht und Kraft: Augen und Hände. Ohne Mut ist das Wissen unfruchtbar!“ (Gracian 1956: 2)

Es wird abschließend zu zeigen sein, welchen Zweck die Perspektive der Totalität für das Gesamtkonzept der Transformationsheuristik erfüllt und in welchem dialektischen Zusammenhang alle drei Teile zueinander stehen. Fassen wir noch einmal zusammen: Ein komplexes Entscheidungsszenario bildet den Kontext, der wiederum wechselwirkend an andere Kontexte grenzt. Die Interdependenz aller Kontexte ergibt die Hypostase der Totalität, welche soziale Kausalitäten in einem übergeordneten Gesamtzusammenhang der kontextspezifischen Wechselwirkungen betrachtet. Handlungen finden situativ innerhalb eines Kontextes statt, der gewisse Vorgänge zulässt und

andere ausschließt. Der Kontext ist wiederum eingeschlossen in die gesellschaftschaftliche Totalität, welche die allgemeinen Regeln und Strukturen des So-Seienden, kulturell

variierenden Zusammenlebens vorgibt. Mit den Handlungen der Akteure wird situativ, also zeitlich und räumlich bestimmbar, durch die Aktualisierung der Kontexte, in denen sie sich bewegen, die

gesellschaftliche Totalität produziert, welche wiederum... usw. Das ergibt einen einigermaßen statischen Kreislauf, eine sich selbst stabilisierende Lebensform und eine ganze Menge Realisten. Da es in diesem Beitrag jedoch nicht darum gehen sollte, die Gesellschaft durch logische Verknüpfungen lahmzulegen, sondern Transformationen mit einer spezifischen Denkweise wahrscheinlicher zu machen, muss es noch einen produktiven Ausweg aus dem „stahlharten Gehäuse“ gesellschaftlicher Wiederholungsreihen geben.

Schließt die Soziologie an einer Situation an, so bringt sie ein bestimmtes Wissen und eine spezielle Art zu denken in den Kontext mit. Geht man davon aus, dass Ziele möglichst reibungslos und effektiv verfolgt werden sollen, so orientieren sich die Akteure an den Kontextvorgaben. Die Perspektive der Totalität rückt

nicht in den Blick und damit auch nicht, warum der Kontext genau diese und keine anderen Zwänge der Situation auferlegt. Mit einem „Wissen-darüber-hin-aus“ und den damit

verbundenen inspirierenden und hilfreichen Beiträgen können Soziolog_innen Vertrauen zu den entscheidenden Akteuren aufbauen und zur Vertrauensperson schlechthin avancieren. Um diese

besondere Stellung einzunehmen, steht ihnen 1) die Situation klar und deutlich vor Augen, sie wissen zu jeder Zeit, was das Richtige zu tun ist (*Situativität*), 2) sprechen sie in der Sprache und den Zielen des Praxisfeldes (*Kontext*) und 3) verfügen sie über ein die Situation und den Kontext transzendierendes Zusatzwissen (*Totalität*). Halten sie alle drei Elemente wach und setzen sie strategisch wirksam und in langer gemeinsamer Zusammenarbeit vertrauensbildend ein, so können sie durch ihr situatives Geschick und ihre Klugheit die anderen Beteiligten vom Gewicht ihres Wortes überzeugen und damit die zugestandenen Kernkompetenzen der Zukunftsproduktion und -orientierung (siehe oben Wächter/Janowicz 2012) verwirklichen.

Wenn es die Situation erlaubt, lassen sich die großen Fragen der Gesellschaftstheorie in den Kontext einführen. Die Totalität

„Das ergibt einen
einigermaßen
statischen Kreislauf,
eine sich selbst
stabilisierende
Lebensform und eine
ganze Menge
Realisten.“

„Eine Veränderung des Kontextes verändert das Verhalten der Menschen und die Gesamtkomposition der Gesellschaft.“

lität wird in die Situation getragen, um den Kontext im Sinne eines gerechten und für alle anerkennungswürdigen Miteinander zu gestalten. Gelingt dies, eröffnet sich eine Gestaltungsperspektive, die über die engen Grenzen des Kontextes hinausweist und Fragen nach dem guten Leben zulässt. Als mittleres Scharnier zur Veränderung des Verhaltens und zur Verschiebung der gesellschaftlichen Totalität rückt der Kontext, in dem sich die Beteiligten befinden, ins Zentrum der Transformationsanstrengungen. Kann der Kontext verändert werden, das heißt die verbindlichen Regeln, die Ziele und das Sprachspiel, werden andere Verhaltensweisen stimuliert, welche wiederum eine andere Gesellschaft nach sich ziehen.

Mit der Idee der *Kontextsteuerung* führte Helmut Willke anknüpfend an die Systemtheorie Luhmanns eine Möglichkeit der Steuerbarkeit gesellschaftlicher Teilbereiche in die soziologische Debatte ein. Für die gängige Zusammenarbeit war er wenig zuversichtlich.

Alles, was gewöhnlich erreichbar ist, ist negative Koordination, der Triumph der Bedenken und Einwände, die Vermeidung von Störungen der

eigenen Linie, auch wenn diese Linie in selbst gestellte Fallen führt und vernünftiger Gesamtlösungen – Lösungen mit einem positiven Wohlfahrtseffekt und/oder Lösungen, die weitere Optionen schaffen – verhindert. (Willke 1997: 107)

Ausgehend von der systemtheoretischen Prämisse, dass ein Eingriff in die Autonomie eines Systems weder erwünscht noch fruchtbar ist, setzt die Kontextsteuerung bei den strukturellen Rahmenbedingungen an, die gewisse Handlungen anregen und damit wahrscheinlich machen oder blockieren. Der Kontext bildet dabei eine *virtuelle Einheit*. Entscheidend dabei sind „Visionen einer gemeinsam möglichen Zukunft“ (ebd.: 142). Und das betrifft genau die hier gemeinte Perspektive der Totalität, welche von Soziolog_innen in die Situation eingeschmuggelt wird. Kann man sich gemeinsam über eine Welt verständigen, in der die am Kontext beteiligten Akteure in Zukunft leben wollen, so lässt sich – nicht ganz unabhängig von angrenzenden penetranten Kontexten und der historischen Pfadabhängigkeit – eine verbindliche Umgebung schaffen, die ein anderes Miteinander stimuliert.

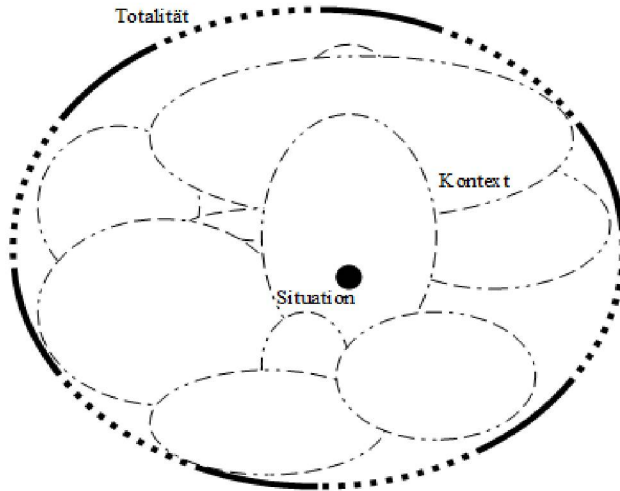


Abbildung 2: Dynamisierung durch reflexive Selbstgestaltung

Stark formuliert: Eine Veränderung des Kontextes verändert das Verhalten der Menschen und die Gesamtkomposition der Gesellschaft. Dies würde bedeuten, dass die Dynamisierung und Veränderung der Regeln und des Sprachspiels innerhalb eines Kontextes ein anderes situatives Verhalten erzeugt und somit eine andere Wirklichkeit hervorbringt. Die zweite Abbildung deutet eine solche Verschiebung an. Auch die aneinander grenzenden Kontexte stellen sich um.

Doch bevor eine Transformation stattgefunden hat, muss an einem vorgefundenen Gleichgewicht angeknüpft werden. Im Anschluss an Immanuel Kants *Kritik der Urteilskraft* formuliert Michel de Certeau die *Kunst des Machens*. Die-

se Kunst vermag auf einen Kontext verändernd einzuwirken, sie zeigt sich in der intendierten Transformation eines Gleichgewichts, dessen Teil man selber ist, ohne es zu stören:

Durch diese Fähigkeit, ausgehend von einem vorgegebenen Gleichgewicht einen neuen Zustand zu schaffen und trotz der Veränderung der Bestandteile an einem formalen Zusammenhang festzuhalten, nähert er [der Praktiker Anm. R.J.] sich sehr stark der künstlerischen Produktion an. Nämlich der unaufhörlichen Erfindungskraft des Geschmacks in der praktischen Erfahrung. (De Certeau 1988: 150)

Mit der unaufhörlichen Erfindungskraft des Geschmacks in der praktischen Erfah-

52
 rung erscheint die Form einer konkreten Soziologie im Nebel der Zukunft, die sich darauf spezialisiert, Veränderungen im menschlichen Zusammenleben auf die Probe zu stellen und erfahrbar zu machen. Denn vielleicht ist es mehr nach unserem Geschmack, eine andere Welt hervorzubringen. Das können wir allerdings nicht wissen, denn: „Du kannst nicht wissen, was nicht ist – das ist unmöglich –, noch es aussprechen; denn es ist dasselbe, was gedacht werden kann und was ein kann.“ (Parmenides, in: Russell 2009: 70) Um einen anderen Geschmack entwickeln zu können, bedarf es praktischer Erfahrungen, welche Menschen höchstpersönlich über Konstruktionen ihrer gesellschaftlichen Umwelt ermöglichen und verhindern. Ob und welche Rolle dabei Soziolog_innen spielen, bleibt offen und hängt (auch) von der wissenschaftspolitischen Selbstkonstitution ab. Wissenschaftler_innen befinden sich in einem speziellen Kontext, sind Teil der gesellschaftlichen Totalität und handeln innerhalb bestimmter Situationen. Wenn „die Gesellschaft“ begreift, dass sie sich mit allen Konsequenzen selbst schafft, so liegt es an uns selbst, eine produktive und transformative Soziologie zu schaffen, um den *Klimawandel im deutschen Wissenschaftssystem* (Schneidewind/Singer-Brodowski 2013) zu gestalten.

ZUM AUTOR

Robert Jende, 30, studierte Soziologie und Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, an der er zurzeit über gesellschaftliche Transformationsprozesse und dialogische Wissensproduktion promoviert. Er ist Mitarbeiter des European Centre for Sustainability Research (ECS) an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen. Zu seinen wissenschaftlichen Interessengebieten zählen: Wissenschaftsforschung, Soziologiegeschichte, Pragmatismus, Public Sociology, Gesellschaftstheorie und Sozioökonomie.

LITERATUR

- Aristoteles** (1978): Die nikomachische Ethik. München: dtv.
- Baecker, Dirk** (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.)** (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich** (1996): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berger, Peter L.** (1973): Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Berger, Peter L.** (1984): Einladung zur Soziologie. München: dtv.
- Boltanski, Luc** (2010): Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008. Berlin: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre** (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre** (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burawoy, Michael** (2005): For Public Sociology. In: Soziale Welt, Jg. 56/4, S. 347–374.
- De Certeau, Michel** (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve.
- Dewey, John** (2001): Die Suche nach Gewißheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dörner, Dietrich** (2003): Die Logik des Misslingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Feyerabend, Paul** (1980): Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Finke, Peter** (2014): Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien. München: oekom
- Gracian, Baltasar** (1956): Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Horkheimer, Max** (1937): Traditionelle und kritische Theorie. In: Horkheimer, Max (1988): Gesammelte Schriften. Band 4: Schriften 1936 – 1941. Hrsg. von Schmidt, Alfred. Frankfurt am Main: Fischer, S. 162–216.
- Jende, Robert** (2014): Dialektik des Glücks. Eine komparative Analyse gelingender Weltbeziehungen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 37/2.
- Kollmorgen, Raj/Merkel, Wolfgang/Wagener, Hans-Jürgen** (2015): Handbuch Transformationsforschung. Wiesbaden: Springer VS
- Lessenich, Stephan/Neckel, Sieghard** (2012): DGS goes public! In: Soziologie, Jg. 41/3, S. 317–319.
- Lessenich, Stephan** (2014): Soziologie – Krise – Kritik. Zur einer kritischen Soziologie der Kritik. In: Soziologie, Jg. 43/1, S. 7–24.
- Luhmann, Niklas** (1990): Ich sehe was, was Du nicht siehst, in: ders., Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 228–234.
- Maturana, Humberto/Varela, Francisco** (2010): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens. Frankfurt am Main: Fischer.
- Mills, Charles Wright** (1973): Kritik der soziologischen Denkweise. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael** (2005): Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewißheit. Weilerswist: Velbrück.
- Peters, Sibylle (Hrsg.)** (2013): Das Forschen aller. Artistische Research als Wissensproduktion zwischen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Polanyi, Karl** (1973): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Russell, Bertrand** (2009): Philosophie des Abendlandes. Zürich: Europa.
- Schmidt, Robert/Scheffer, Thomas** (2013): Public Sociology. Eine praxeologische Reformulierung. In: Soziologie, Jg. 42/3, S. 255–270.
- Schneidewind, Uwe/Singer-Brodowski, Mandy** (2013): Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem. Marburg: Metropolis.
- Stückler, Andreas** (2014): Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte. In: Soziologie, Jg. 43/3, S. 278–299.
- Touraine, Alain** (1976): Was nützt die Soziologie? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vobruba, Georg** (2009): Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse. Wiesbaden: VS.
- Wächter, Monika/Janowicz, Cedric** (2012): Sozialökologische Forschung als soziale Innovation – Kann ein Forschungsprogramm die Gesellschaft verändern? In: Beck, Gerald/Kropp, Cordula (Hrsg.): Gesellschaft innovativ. Wer sind die Akteure? Wiesbaden: VS, S. 297–313.
- Wehling, Peter** (2014): Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis. Kritische Anmerkungen zu Georg Vobruba, „Soziologie und Kritik“. In: Soziologie, Jg. 43/1, S. 25–42.
- Weick, Karl E.** (1985): Der Prozeß des Organisierens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weingart, Peter** (1999): Neue Formen der Wissensproduktion: Fakt, Fiktion und Mode. In: TA-Datenbank-Nachrichten, Jg. 8/4, S. 48–57.
- Welzer, Harald/Sommer, Bernd** (2014): Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne. München: oekom.
- Willke, Helmut** (1997): Supervision des Staates. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) (2011): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Zusammenfassung für Entscheidungsträger. Berlin.

Zetterberg, L. Hans (1984): Angewandte Sozialforschung in der Praxis. In: Topitsch, Ernst (Hrsg.): Logik der Sozialwissenschaften. Königsstein: Athenäum, S. 451–458.

Das Ende des Kapitalismus

in zwei Teilen:

»Blätter« 3 + 4/2015
– nur zehn Euro!



Jetzt bestellen auf: www.blaetter.de/kennenlernen